



Foto: Eva Häfner

Einleitung

Identitäten in den Migrationsgesellschaften

Zu diesem Heft

Christo Karabadjakov

Wer bin ich? Das ist bekanntlich die Frage, mit welcher die Suche nach der eigenen Identität beginnt, fortläuft und am Ende von vorne wieder aufgenommen wird. Die Antworten dazu sind vielfältig und auf verstörende Art und Weise inkonsistent. Heinz Abels (2010: 14) beginnt seine Auseinandersetzung mit der paradoxalen These: „selbst wenn wir nicht explizit fragen, wer wir sind, müssen wir damit rechnen, dass wir ungefragt Antworten erhalten.“ Wie die hier versammelten Beiträge zum Thema Identitäten in den Migrationsgesellschaften zeigen, ist es ebenso denkbar, dass die explizit gestellte Identitätsfrage zu unerwarteten Antworten führt, die auf wichtige Hintergründe verweisen.

Die Beiträge in diesem Heft haben die Frage nach den Bedingungen für die Bildung sowie nach Veränderung oder Aufrechterhaltung von Identitäten in offenen liberalen Migrationsgesellschaften zum Thema. Sie tragen der Tatsache Rechnung, dass sich ändernde Lebenslagen wie Arbeit, Ort, Krankheit dazu führen können, dass die Alltagsbewältigung von Menschen mit Migrationserfahrungen in Fragen von Selbstverortung und Identität übersetzt werden. Damit wird die Identitätsforschung als Teil der Sozialisationsanalyse auf den normativen Anspruch der Debatte über gelingende Teilhabe im sozialarbeiteri-

schen Kontext bezogen. Neben sozialarbeiterischen beleuchten auch politikwissenschaftliche, sozialpolitische und sozialphilosophische Perspektiven die Fragestellung mit dem weiteren Ziel, Impulse für daran anzuschließende Handlungskonzepte für die Praxis der Sozialen Arbeit zu gewinnen.

Die Reflexion auf die Bedingungen der liberalen Migrationsgesellschaften fördern auch Unerwartetes zutage: Die Diskussion über Identitäten ist eine über (Identitäts-)Politiken. Ein Blick aus der „Vogelperspektive“ soll diesen gemeinsamen Nenner zusammenfassen: Der Beitrag Der Preis der Teilhabe fokussiert die Ergebnisse des Praxisprojektes Social Bridge Hamburg hinsichtlich des Themas Migration und Identitäten. Es bietet empirische Zugänge zu einer Gruppe von mobilen Menschen überwiegend aus Osteuropa an, die nach der Ankunft in Hamburg bei ihren Anstrengungen zur Integration identitätspolitisch ausgegrenzt werden. Im Rahmen des Projektes erhalten diese Menschen niedrigschwellige Beratung und Unterstützung, die ihre gesellschaftliche Partizipation erleichtern soll. Diese Menschen sind im Kontext der Fragestellung insofern von Interesse, als sie aufgrund der mobilen Lebensweise zwischen Deutschland und dem jeweiligen Herkunftsland einen Prozess der Transformation des persönlichen Selbstbildes, begleitet von Diskriminierung, Marginalisierung und Stigmatisierung aufgrund ihrer Herkunft, durchlaufen.

Der erschwerte Zugang zu Sozialleistungen legt die Frage nahe, ob die Zugewanderten nicht strukturell benachteiligt werden. Die sozialen Einrichtungen haben hierzu im Sommer 2021 einen Positionsbrief an die Institutionen der Stadt verfasst. Fragen, die sich hieraus ergeben, haben wir für dieses Heft an den Geschäftsführer des Jobcenters in Hamburg gerichtet. Darin wird die Vermutung nicht restlos entkräftet, dass mobilen Menschen aus Osteuropa oft der Zugang zu aufstockenden Leistungen verwehrt wird, obwohl sie diese zur Überbrückung von prekären Lebensphasen kurzfristig benötigen.

Der lange Schatten der Lenzsiedlung ist eine Art „Werkstattbericht“ der explorativen Analysen im Rahmen des in Hamburgs Großwohnsiedlung „Lenzsiedlung“ laufenden Projektes „Postmigrantische Familienkulturen“. Das Projektteam untersucht seit 2018 die Entwicklung dieses Stadtteilquartiers. Dabei legen die Forscherinnen eine Dissonanz von positivem Selbstbild der Bewohner*innen einerseits und dem sich hartnäckig reproduzierenden negativen Image eines „Ghetto“ offen. Sie belegen die „Stigma-Identitäts-These“ mit einer Vielzahl an empirischen Materialien und führen unterschiedliche Bewältigungsstrategien zur Vermeidung einer Identitätskrise eindrucksvoll vor Augen: Die souveräne Widerlegung von falschen Behauptungen in Verbindung mit Herkunft und Wohnort ist der eher seltene Fall; viel öfter kommt es zur Verheimlichung, Vermeidung, gar zur Abschottung oder zu „Othering“ (z.B. Lutteroth-Gang). Der lange Schatten der Lenzsiedlung legte sich über die Bewohner*innen zuletzt im Frühjahr 2021, als in den sozialen Netzwerken stereotype Zuschreibungen (identitäts-)politisch (!) instrumentalisiert wurden.

Der Beitrag Postmigrantische Identitätswürfe hat ebenfalls einen identitätspolitischen Fluchtpunkt. Er geht zunächst auf die komplexe Struktur des „Otherings“ ein und erschließt dabei eine doppelte Selbstdistanzierung des Individuums gleichzeitig zu seinem Herkunftsland und zu seinem Zielland. Menschen mit Migrationserfahrungen leben in einer postnationalen Ortlosigkeit zwischen den Herkunftsorten und den Orten, in denen sie leben und in denen sie sich stetig der Assimilation in die Mehrheitsgesellschaft zur Wehr setzen. Efthimia Panagiotidis rekonstruiert die Prozesse der Bildung von solchen hybriden Identitäten im alternierenden Wechsel von biografischer Erzählung und theoretischer Fundierung. Vor allem die Nähe zu einzelnen Lebenslinien ergänzt die theoretischen Ausführungen mit Beispielen davon, wie Kulturen der Hybridität die Vorstellung einer ‚verlorenen‘ kulturellen Reinheit aufgeben müssen. Dabei wird im abschließenden Teil das Potential dieser unvollständigen Zugehörigkeitswürfe für die identitätspolitische Praxis der Gegenwart ausgelotet. Ausgehend von der Gefahr einer subtilen nonverbalen Dominanz der Mehrheitsgesellschaft plädiert Panagiotidis dafür, Möglichkeiten für Begegnungen mit Menschen unterschiedlicher Herkunft zu schaffen, und dabei die Geschichte der Diskriminierung zu berücksichtigen.

Oliver Hidalgo dreht in seinem Beitrag Probleme der Identitätsbildung in (Post-)Migrationsgesellschaften die Perspektive entschieden um, indem er auf den politisch polarisierenden Charakter von Identität(-sbildung) in den heutigen Migrationsgesellschaften hinweist und dabei den Fokus auf die damit einhergehenden Identitätspolitiken lenkt. In seiner grundsätzlichen Erörterung des Problems geht er der Paradoxie der Identitätspolitik auf den Grund: Prekäre gesellschaftliche Stereotypen von ‚privilegierten Tätern‘ und ‚schützenswerten Opfern‘ prägen die Verhältnisse in der „heutigen globalisierten, digitalisierten und extrem individualisierten Gesellschaft“ und sind verantwortlich für das wechselseitige „Hochschaukeln von identitätspolitischen Gegensätzen“. Migrant*innen und deren Nachkommen reagieren auf erfahrene Diskriminierung frustriert und unnachgiebig, was die ‚Einheimischen‘ als Anlass nutzen, diese als integrationsunwillige ‚Clique‘ mit unverhältnismäßig hohen Ansprüchen abzustempeln. Unter diesen Bedingungen wirkt der Begriff der Identitätsbildung zunächst nicht anwendungsorientiert. In der Perspektive der sich intensivierenden Bewegungen von Emigration und Immigration gewinnt er jedoch wieder an Bedeutung, weshalb sich Hidalgo im zweiten Teil des Aufsatzes der Aufgabe widmet, „die theoretischen Konturen für eine mögliche ‚Therapie‘ der Identitätspolitik“ zu skizzieren. Eine konstruktive Identitätspolitik stützt sich hierbei einerseits auf die „Politik der allgemeinen Würde“ und andererseits auf die „Politik der Differenz“. Dieses prinzipiengeleitete Konstrukt führt Hidalgo in eine „partizipatorische Praxis“ über und sieht darin „eine eigenständige Form der Identitätsbildung“.

Christo Karabadjakov stellt abschließend sechs Thesen über Identitätsbildung auf. Dabei wird ausgehend von der theoretisch und praktisch dominierenden Perspektive der Identitätspolitik eine eminent ethische Perspektive eingenommen. Im Rückgriff auf die Tradition des amerikanischen Pragmatismus wird das identitätsstiftende Potential im Begriff der Persönlichkeit ausgearbeitet. Daraus folgend wird die aktuelle Diskussion über Anerkennung im Kontext der Sozialen Arbeit hinsichtlich ihrer ethischen Dimension fokussiert.

Zusammenfassend ist nochmal auf jenes ‚unerwartete Ergebnis‘ hinzuweisen, dass nämlich die Rede von Identitäten in der Migrationsgesellschaft einen identitätspolitischen Kontext hat. Weder die praxisnahen noch die theoretischen Beiträge besetzen den Begriff negativ. Sie gehen bei der Suche nach einer konstruktiven identitätspolitischen Lösung pragmatisch vor und entwerfen konkrete bzw. lokale Modelle des Gelingens: Von der Durchsetzung von partizipativen Formaten auf lokaler Ebene (Hidalgo), über differenzierte Antidiskriminierungsarbeit (Panagiotidis), über Offene Kinder- und Jugendarbeit (Wonneberger et al.) und bis zur Nachjustierung von sozialpolitischen Instrumenten (Karabadjakov/Weber). Die Vielfalt dieser Modelle enthält das Versprechen, einen Ausweg aus den Aporien der Identitätspolitik zu finden.

Christo Karabadjakov

Literatur

Abels, Heinz (Hg.) (2010): Identität. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden.



Foto: Lukas Maier

Zu den Fotos in diesem Heft „Vielfalt und Komplexität von Identitäten“

Manfred Kaulbach

Zu den Fotos in dieser Ausgabe „Vielfalt und Komplexität von Identitäten“ Die Fotos des Thementeils dieses Heftes stammen von Student*innen des Seminars „Einführung in die digitale Fotografie und die Interdisziplinäre Bildwissenschaft“ aus dem Sommersemester 2021. Das Seminar wurde im 4. Semester des Studiengangs Soziale Arbeit von Manfred Kaulbach angeboten.

Die Student*innen haben sich für dieses Heft das Thema „Vielfalt und Komplexität von Identitäten“ im Sinne von vielfältigen Identitäten in einer Migrationsgesellschaft gegeben. Dabei interessierten sie besonders die verschiedenen Identitäten, die jeden einzelnen Menschen in einer Migrationsgesellschaft prägen können. Identität ist in diesem Sinne immer auch eine Abgrenzung von anderen, muss aber keine Ausgrenzung Anderer bedeuten.

Den Student*innen war sehr wichtig, dass ihre Fotos das Spannungsverhältnis von selbstgewählter- und zugeschriebener Identität nicht überdecken. So vermag z.B. schon der sprachliche Begriff „Migrantin“ bestimmte Bilder und Assoziationen auszulösen, die einer solchen Person von außen zugeschrieben werden können- mit der von ihr selbst gewählten Identität aber überhaupt nicht in Einklang stehen. Den Student*innen war es darum wichtig, dass ihre Fotografien Identität nicht stereotyper darstellen, als es die Sprache sowieso schon suggeriert.